

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 28

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Muß telephonieren“, brummte Marbarak. „Draußen warten, bis wir rufen.“

„Ist recht, Herr Marbarak“, antwortete Keridan und ging aus dem Zimmer.

„Na, wie gefällt dir das?“ fragte Heliopoulos in bester Laune. „Er bringt uns Frau Hollbruch als Zeugin mit.“

„Habe Keridan immer für talentlos gehalten.“ Er läutete dem Sekretär, der sofort erschien. „Lombardi dringend anrufen und fragen, ob Baron Hollbruch mit seiner Frau heute noch in Lugano ist. Mit seiner Frau, verstanden?“ Herr Godart nickte und verschwand.

„Was sollen wir mit dem Jungen anfangen?“ fragte Heliopoulos.

Der Syrier überlegte eine Weile, bevor er antwortete:

„Keridan muß bezahlen. Dann Berliner Fabrik zusperrn. Keridan an Stelle Hagenauers nach Düsseldorf schicken.“

„Er wird nicht gehen.“

„Er wird gehen“, erklärte Marbarak und drückte auf den Klingelknopf.

Keridan führte Dieten in das Zimmer. Er war sehr bleich.

„Gestatten Sie, Frau Baronin“, sagte er mit betonter Höflichkeit, „daß ich Ihnen Herrn Marbarak und Herrn Heliopoulos vorstelle. Das sind die beiden Herren, denen das Geld gehört, das Ihr Mann nicht abgeliefert hat.“ Er hob die Stimme. „Die Frau Baronin Hollbruch.“

Der Syrier nickte. Heliopoulos lächelte amüsiert und sagte höflich, weil ihm die junge Dame gefiel:

„Bitte, nehmen Sie Platz.“

Dieten setzte sich. Keridan blieb neben ihr stehen.

„Also Sie sind die Frau Baronin Hollbruch?“ fragte Heliopoulos.

„Ja.“

„Wie lange kennen Sie schon Keridan?“

„Seit dem 29. März dieses Jahres.“

„Auf welche Weise haben Sie ihn kennengelernt?“

Keridan wurde sehr unruhig, wollte sprechen und unterließ es.

„Mein Mann brachte mich zu Herrn Keridan nach seiner Villa in Dahlen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Ich sollte als Pfand bei Herrn Keridan bleiben, bis mein Mann das Geld abgeliefert hätte.“

Heliopoulos blickte erstaunt Keridan an.

„Das hast du uns gar nicht erzählt. Warum nicht?“

„Ich hielt es für unwichtig.“

„Das ist doch sehr interessant. Also, wenn ich recht verstehe, bürgt die Dame mit ihrer Person für den Mann.“

„Ja“, bestätigte Dieten.

Heliopoulos musterte sie mit prüfenden Blicken, die ihren Körper zu betasten schienen, und sagte freundlich:

„Erzählen Sie uns jetzt im Zusammenhang, was Sie von der ganzen Geschichte wissen.“

Dieten begann ausführlich und wahrheitsgetreu zu berichten, was geschehen war. Marbarak schien nicht zuzuhören. Keridan betrachtete angstvoll Heliopoulos, der mit feuchtschimmernen Augen Dieten anstarrte.

Als sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, fragte der Grieche: „Wo haben Sie Ihren Mann getroffen?“

„In der Schweiz.“

„Aber wo?“

„Das möchte ich nicht sagen.“

„Warum sind Sie zu Keridan zurückgefahren?“

„Weil ich es versprochen habe. Ich halte mein Wort.“

„Stehen Sie zu Keridan in irgendwelchen Beziehungen?“

„Nein.“

„Das sind taktlose Fragen!“ rief Keridan unbeherrscht.

„Reg' dich nicht auf, mein Junge!“ antwortete Heliopoulos und wendete sich wieder Dieten zu. „Aber Sie haben in seiner Villa übernachtet?“

„Ja.“

Der Sekretär glitt in das Zimmer und wartete, bis Marbarak ihn ansah. Dann meldete er mit klangloser Stimme:

„Es ist alles in Ordnung.“

„Kein Irrtum möglich?“

„Nein.“

Der Sekretär zog sich wieder zurück.

„Besten Dank, Frau Baronin“, sagte Heliopoulos lächelnd. „Das war alles, was wir wissen wollten.“ Er sah Keridan an. „Du kannst die Dame wieder hinausbegleiten.“

Dieten stand auf und grüßte stumm. Heliopoulos gab ihr die Hand. „Auf Wiedersehen, Frau Baronin.“ Dann klopfte er wohlwollend auf die Schulter Keridans. „Wir haben noch mit dir zu sprechen.“

Keridan überlegte, während er aus dem Zimmer ging, ob er Dieten wegschicken sollte, um sie in Sicherheit zu bringen, aber er erkannte, daß diese Vorsichtsmaßregel jetzt zu spät kam. Es gab keine Sicherheit mehr.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Schweizerische Staatsfeinde.

Der Bundesrat hat ein Uniform- und Abzeichenverbot erlassen, und zwar schon am 12. Mai 1933. Jenes Verbot ist nun ergänzt und abgeändert worden. Das Anbringen von ausländischen Hoheits- und Parteizeichen im Wappen, in der Fahne und in den Bundesfarben der Schweiz ist verboten. Verwendung und Nachahmung ausländischer Hoheits- und Parteizeichen in Fahnen, Wappen, Abzeichen, und Veröffentlichungen schweizerischer politischer Vereinigungen ist ebenfalls verboten. Wer gegen diese Verbote verstößt, bezahlt zuerst eine Buße von 1000 Franken oder weniger, je nachdem. Wiederholt er sein Vergehen, so wird er eingesperrt, oder nochmals gebüßt und zugleich eingesperrt. Ein halbes Jahr maximal . . . und 1000 Franken maximal . . . das könnte martyriumslüsterne Leute am Ende noch locken? Immerhin wissen die Kommunisten und Frontisten nun, daß man Hammer und Sichel, Hakenkreuz und Vittorenbündel denen lassen muß, die das Monopol drauf haben, den Russen, Deutschen und Italienern. Nicht verbieten kann man unsern Extremisten das Sympathisieren. Fraglich wäre etwa, ob der neuen „eidgenössischen nationalsozialistischen Arbeiterpartei“ ihr Blatt, das „Schweizer Volk“, und ihre Werbefroschüren, unbesehen durchgelassen werden sollen. Die Leute müssen über Geldgeber verfügen . . . denn rentieren kann die Sache unmöglich, und man fragt sich links und rechts, ob diese Geldgeber wirklich im Inland sitzen oder am Ende jenseits der Grenzen! Wer auch nur eine Nummer des neuen Blattes gelesen, sieht, daß hier „Wappen, Abzeichen und Siegel ausländischer Herkunft“ getragen werden . . . symbolisch nur, aber dafür umso erkennbarer. Läßt sich da wirklich nichts machen? Muß man im Namen der Demokratie die Demokratie in alle Gassen hinunter reißen lassen? Man fragt sich.

Vielleicht ist man im Bundeshaus im Klaren, daß die eigentlichen Gefahren für die Schweiz nicht von den extremen Splitterparteien herkommen, und daß diese ausländisch gesteuerten Geister bei uns ins Leere sprechen, solange wir irgendwie anständig wirtschaften, leben und für die Schwachen sorgen. Daß wir indessen doch unfreiwillige „Staatsfeinde“ besitzen, und viel gefährlichere! Der Schweizer als solcher mit gewissen Eigenschaften, auf die er sehr pocht, könnte seiner Heimat einmal böß mitspielen, etwa so, wie er anno 1798 gespielt hat, als die „Orte“ das angegriffene Bern sein ließen . . . Das war die letzte Konsequenz unseres „Föderalismus“!

Heute wogt eine starke Welle dieses Geistes durch das Land. Die Annahme des Strafgesetzes ist ein gar nicht zu deutlicher Sieg über den Gegner, der nicht weiß, was er tut: 360,000 Ja gegen 310,000 Nein . . . bei 12½ verwerfenden Kan-

tonen, das spricht eine aufschlußreiche Sprache! Daß in einem so sonnenklaren Falle behauptet werden konnte, die Souveränität der Kantone sei angegriffen, und daß damit so viele Stimmen mobil gemacht werden konnten . . . unheimlich! Und daß es im Welschland Plakate gab, die den Welschen unter dem deutschen Hockgalgen zeigten . . . gespensterhaft!

Die Lage in China.

Aus der europäischen Geschichte wissen wir, daß die aufständischen Niederländer die Deiche durchstachen, um sich der spanischen Angriffe zu erwehren. Die „Geusen“ flohen aufs Meer, der Gegner aber wurde hingehalten, und der Geschichtsschreiber stellt heute fest, daß jene heroische Ueberschwemmung des feindbedrohten Gebietes den Anfang des holländischen Sieges über Spanien bedeutete. Wird wohl der verhängnisvolle Streich der Chinesen gegen die Dämme ihrer Riesensflüsse von ähnlichen Folgen begleitet sein wie das holländische Vorbild? China kennt eigene Vorbilder in dieser furchtbaren Taktik, die aber 1938 in weit größerem Maßstabe wiederholt wird. Mehrmals wurden fremde Eroberer lahmgelegt. Der heutige Gegner aber verfügt über Hilfsmittel ganz anderer Art, und ob ihm gegenüber diese Urtaktik etwas verfangen wird, kann man wohl bald einmal sagen.

Der chinesische Zerstörungsplan ist bestimmt nicht leichtsinnig in Szene gesetzt worden. Erwägungen mögen vorangegangen sein, daß die japanischen Flieger die Deiche sowieso beschädigt und die Wassergefahr selbst heraufbeschworen. Zudem werden die Bauern, die das ganze Jahr hindurch die Flußufer beobachten und schützen, an der Ausbesserung schadhafter Stellen verhindert. Man hat also dem drohenden Unheil gerade in jenem Moment nachgeholfen, da der strategische Vorteil am größten schien. Was bezweckt wird, kann der Leser leicht erkennen, wenn er eine Karte Chinas zur Hand nimmt. Er sieht, daß sich im Unterlauf der beiden großen Flüsse Hoangho und Jangtsekiang die Gebirge in der Ebene verlieren. Zwischen dem Knie des Hoangho, des „gelben Flusses“ und dem Jangtse dehnt sich eine ungeheure, von Seen und Kanälen reich durchsetzte Fläche aus. Das ganze Gebiet ist so sehr nivelliert, daß die Ströme leicht andere Richtungen einschlagen, wenn sie ihr Bett verlassen.

Auf dieser Ebene hatten die Japaner nach ihrem Sieg bei Hsutschau an der Lunghaibahn vorzudringen versucht. Als aber die verfolgten chinesischen Divisionen die tiefste Senkung des Gebietes hinter sich hatten, brach die Südseite des Hoanghodammes in der Nähe von Kaifong und schnitt die am weitesten vorgedrungenen Japaner von ihren Verbindungen ab. In kaum einer Woche verwandelte sich das weite Gebiet in Sumpf und reizende See. Keine Möglichkeit, voran zu kommen! Mit jedem Tage fraßen die Wasser sich weiter südlich, dem Jangtse zu.

Die japanische Generalität hatte rasch begriffen. Sie warf soviel Truppen als nur anging, ins Jangtsetal, um rasch stromaufwärts zu kommen und Hankau zu nehmen, die „provisorische Hauptstadt“ Tschang Kai Shecks. Gelingt die Eroberung dieses größten Menschenzentrums im mittlern China, dann wird der Streich mit dem Wasser wettgemacht, die Scharte ausgewetzt, der moralische Schlag pariert.

Nun scheinen aber die Chinesen, um die Wirkung der Hoanghoflut zu verstärken, auch die Kanäle anzustechen, vor allem den „großen Kanal“. Die Sumpfszone soll auf die ganze Breite zwischen den beiden Strömen ausgedehnt, die ganze Front abgeriegelt werden. Im entscheidenden Moment ist wahrscheinlich auch eine Attacke auf den Jangtse geplant. Es soll zwischen Nanking und Kaifong kein Weg mehr passierbar bleiben. Man stelle sich die Breite vor: Sie ist wenig kürzer als die Linie Basel-Brüssel!

Notwendigerweise werden nun die militärischen Handlungen nördlich und südlich dieser Ueberschwemmungszone verlegt. Wie man letzte Woche hörte, haben die Chinesen einen großen Angriff gegen die ja-

panischen Stellungen in Schansi begonnen, um zu verhindern, daß sie das Ueberschwemmungsgebiet westlich umgehen könnten. Ob das nur eine Sensationsnachricht war, wissen wir nicht. Uebertrieben scheint die Zahl von 12 Divisionen, die angeblich den neuen Angriff durchführen. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß einige Divisionen den dort oben operierenden Freischaren beistehen und versuchen, diesen schwachen Flügel der Japaner zu entwurzeln. Zudem wird ein solches Vordringen im Norden den Wegzug größerer japanischer Truppenmassen nach dem Jangtse verhindern.

Ein kleinerer Kampfplatz scheint auch dicht bei der Ueberschwemmungszone zu liegen, da japanische Korps versuchen, auf sehr schmalen Wege den neuen Wasserlauf zu überqueren und ins truppenentblöhte Gebiet von West-Honan zu gelangen.

Die wichtigste Front verläuft aber gegenwärtig dem Jangtse entlang. Bis weit hinunter, in die Gegend von Wuhu westlich Nanking, halten die Chinesen das Südufer des Stromes. Die japanischen Militärs scheinen diese wenig ausgebildeten Divisionen mißachten und unter allen Umständen den Weg mitten durch die Feinde nach Hankau tragen zu wollen. Mehr als 150 Kriegsschiffe und zahlreiche Transportschiffe operieren auf dem kilometerbreiten Strom, setzen da und dort Truppen ans Land, werden wieder zurückgeworfen und landen von neuem. Die erste Flußsperre bei Matang und schließlich auch die zweite bei Hukau wurden nach wochenlangen wütenden Gefechten genommen. Die Chinesen geben zu, daß nördlich des Jangtse eine Reihe von Städten in die Hände der Feinde gefallen seien, mehr aber nicht.

Die Invasionsarmee im Süden könnte in eine sehr bedenkliche Lage kommen, wenn mit dem Kanalsystem auch der Jangtse-damm angebohrt würde. Ihre einzige Verbindung bliebe der Strom, und über dem Strom tauchen seit den letzten Wochen in unerwarteter Stärke chinesische Luftstreitkräfte auf; die Meldungen von versenkten Kriegs- und Transportschiffen hören nicht auf. Unkontrollierbar bleibt die wichtigste Nachricht, nach der die Japaner ganze chinesische, die Chinesen aber ganze japanische Luftflotten zerstört haben wollen. Würfte man, was stimmt, so würfte man wohl auch, wie der Angriff auf Hankau ausgehen wird.

—an—

Kleine Umschau

Tramgespräche.

Legthin erklärte mir im Tram ein junger Mann, den ich von Haut und Haar nicht kannte: „Stanley Woods kommt nicht.“ — Stanley Woods? Ich muß den Jüngling, der mir diese für ihn überaus wichtig scheinende Mitteilung gemacht hatte, sonderbar fragend angeschaut haben, denn er wiederholte energisch skandierend: „Er — kommt — tat — sächlich — nicht!“

Das Nichterscheinen dieses Woods mußte direkt katastrophale Folgen für den jungen Mann da neben mir haben! Er dauerte mich. Und aus einer begreiflichen Verlegenheit heraus bemerkte ich teilnahmsvoll: „Er hat wahrscheinlich den Zug verpaßt. Sicherlich wird er mit dem Nächsten nachkommen. Vielleicht fehlt ihm das nötige Kleingeld, um das Billett zu lösen. Wenn Sie es ihm telegraphisch überweisen —“ Ich hatte meinen gutgemeinten Ratsschlag nicht beendet, als mein Freund bei der nächsten Haltstelle den Wagen fluchtartig verließ. Mit einem Seitenblick, der mir galt, flüsterte er dem Konduktör das Wörtlein „verrückt“ zu — und war verschwunden. Am Bahnhof war mir der Billettör beim Aussteigen behilflich und schaute mich sehr besorgt an. Beides war mir noch nie passiert.

Man lebt und vergißt heutzutage rasch. So war mir die Tramepisode längst ins Unterbewußtsein hinuntergerutscht, als mir zufällig eine Sportzeitung in die Hände kam. Motorradrennen interessieren mich nicht besonders stark. Da es aber zur Abwechslung wieder einmal Bindfaden regnete und mir zu allem Ueberfluß der Lesestoff ausgegangen war, klammerte ich mich verzweiflungsvoll an den spaltenlangen Bericht über den